



Was bleibt von den Ertrunkenen?

*Sie gibt den Geflüchteten ihre Namen zurück – und den Lebenden Gewissheit. Die Forensikerin Cristina **Cattaneo** identifiziert die Toten des Mittelmeers. Eine fast unlösbare Aufgabe*

Von Susanne Kippenberger und Julia Proisinger, Der Tagesspiegel 14.02.2021

Frau **Cattaneo, wenn irgendwo ein Flugzeug abstürzt, reisen Forensiker aus aller Welt an, um die Toten zu identifizieren. Sinkt ein Schiff voller Geflüchteter im Mittelmeer, passiert nichts. Warum?**

Wenn diese Menschen Europäer wären, würden wir längst daran arbeiten. Auch bei einem Tsunami in Thailand mit europäischen Opfern stehen die Gerichtsmediziner Schlange, um zu helfen. Diskriminierung, Rassismus, nennen Sie es, wie Sie wollen. Die Hautfarbe der Opfer macht einen Unterschied. Aber ich glaube, viele verstehen auch nicht, warum es so wichtig ist, Leichen zu identifizieren. Sie halten die Identifizierung der Toten für einen Luxus, der etwas mit deren Würde zu tun hat, aber nichts mit den Lebenden.

Man könnte argumentieren: Wir geben kaum genug Geld für die lebenden Geflüchteten aus.

Es geht aber fundamental um die Rechte der Hinterbliebenen, um ihre seelische Gesundheit. Wer nicht weiß, wo seine Mutter ist, kann nicht weitermachen. Uneindeutiger Verlust heißt das in der Fachsprache, man kann nicht anfangen zu trauern, das führt zu Krankheiten. Identifizierung ist ein Menschenrecht.

Aus den Junta-Jahren in Argentinien weiß man, dass es Folter ist, Menschen über ihre Angehörigen im Unklaren zu lassen.

Und während in Südamerika die Verwandten der Verschwundenen ein Netzwerk geschaffen haben, mit dem sie sich gegenseitig stützten, sind die Menschen, über die wir gerade sprechen, allein. Weil sie so verstreut leben, nicht die Mittel haben, sich zu verbünden. Das Ganze hat auch elementare praktische Aspekte. Wir sind auf Waisen gestoßen, die in somalischen Lagern zurückgelassen worden waren, und die die Todesurkunden von Mutter und Vater brauchten, um mit ihrer Familie, die schon in Europa lebt, vereint zu werden. Leute können nicht heiraten, keine Rente beziehen. Eine Sozialarbeiterin erzählte mir von einem Patienten, der einen dieser Unglücksfälle überlebt hatte. Während er glaubte, zu ertrinken, dachte er: Wer wird meiner Mutter sagen, dass ich tot bin?



Tausende Ertrunkener ohne Passagierliste zu identifizieren – geht das überhaupt?

Es ist schwierig, aber nicht unmöglich. Unsere Arbeit gleicht einem gigantischen Puzzle. Wir sammeln Post-mortem- und Ante-mortem-Daten. Also die Informationen des Leichnams, DNA, Narben, Tätowierungen – und dann die Angaben, die wir nur durch Angehörige bekommen: DNA der nahen Verwandten, Fotos von Tattoos oder Informationen über Zahnbehandlungen, Knochenbrüche. Erst wenn man diese beiden miteinander abgleicht, gilt eine Person als wissenschaftlich identifiziert. Bei einem Flugzeugabsturz wissen wir, wo die Leichen sind, kennen die Namen der Angehörigen. Bei Geflüchteten können die Verwandten im Herkunftsland, auf der Flucht oder schon in den Vereinigten Staaten sein. Viele Angehörige leben jedoch bereits hier. Das heißt, Europa hat die Möglichkeit, die Ante-mortem-Informationen zu sammeln. Tut das aber bislang nicht.

In Ihrem Mailänder Labor lagern die Proben von mehr als 1000 toten Geflüchteten. Einige sind 2013 vor Lampedusa ertrunken, andere 2015 auf dem Fischkutter „Barcone“. Wieso diese beiden Fälle?

Was 2013 passiert ist, hat das italienische Gewissen aufgerüttelt. Man hat die Menschen mit eigenen Augen vor der Küste ertrinken sehen. In der italienischen Regierung gab es schon seit 2007 einen Kommissar für Vermisste mit einem kleinen Büro. Mein Universitäts-Labor „Labanof“ hat mit ihm zusammengearbeitet, weil wir seit 20 Jahren zu nichtidentifizierten Leichen forschen. Wir fragten: Warum will niemand wissen, wer die Toten dieses Unglücks sind? Keiner ruft die vorhandenen Informationen ab, keiner fahndet nach den Angehörigen. Es gab Stimmen, die sagten, wir wissen gar nicht, wie viele weitere Leichen am Meeresboden liegen, fangt bloß nicht an! Und dann gab es noch die Behauptung: Diese Leute suchen nicht nach ihren Verwandten.

Eine zynische These.

Das konnten wir nicht glauben. Deswegen haben wir gesagt: Lasst es uns versuchen. Dieses große Unglück von Lampedusa haben wir als Pilotstudie untersucht. Die Polizei hatte DNA entnommen, die Leichen beschrieben, circa 400 Tote. In ganz Europa haben wir einen Aufruf gestartet, durch NGOs und Botschaften, und dann Sprechstunden angeboten, zu denen Verwandte kommen konnten.

Und, kamen sie?

Mehr als 80 Familien! Sie haben Geld für ihre Anreise zusammengekratzt, standen vor dem Institut, schliefen vor den Sälen. „Diese Leute“ suchen sehr wohl nach ihren Lieben. Wir müssen eine Sammelstelle für die Daten all dieser inzwischen rund 60 Unglücke einrichten.



Währenddessen geschah 2015 die größte Katastrophe dieser Art im Mittelmeer, mit geschätzt mehr als 1000 Toten. Diesmal entschied Premier Matteo Renzi, die „Barcone“ für 9,5 Millionen Euro bergen zu lassen und ins sizilianische Melilli zu bringen.

Ein Moment der Zivilisation. Aber ich glaube, ihm war die Bedeutung seines Handelns nicht ganz klar. Er sagte ja: Wenn es ein Flugzeug wäre, würden wir es auch hochholen. Den Leuten gebührt dieselbe Würde wie uns. Ihm war nicht bewusst, was die Identifizierung bedeuten würde. Er stellte viel Geld zur Verfügung, um das Boot hochzuziehen, aber nicht, um die Leichen zu identifizieren. Eine Regierung, die so viel ausgibt, hätte doch noch 200 000 Euro da hinein investieren können.

Sie haben deshalb ehrenamtlich gearbeitet, zogen mit Ihrem Mailänder Team für drei Monate nach Sizilien, auf das Gelände der Marine in Augusta. Davon erzählen Sie in Ihrem Buch „Namen statt Nummern“.

Wir haben zwölf Universitäten zusammengebracht, viele freiwillige Pathologie-Studenten, die Feuerwehr, die Marine, alle packten an. Diese Zeit war magisch. Obwohl da natürlich Menschen darunter waren, die politisch anders dachten, haben alle sofort verstanden, worum es ging: jemandem seinen geliebten Menschen zurückzugeben. Ich erinnere mich an einen Admiral, der anfangs sehr distanziert war. Am Ende erzählte er uns von einer Rettungsaktion, bei der es ihm gelang, die Mutter, nicht aber das Baby zu retten. Plötzlich begannen alle miteinander zu reden, Leute aus Welten, die außerhalb dieses Projekts nicht unbedingt gut zusammenarbeiten.

Erinnern Sie sich an den Moment, als Sie das Boot das erste Mal sahen?

Es war spät am Abend, die Marine hatte die Öffnungen, die bei der schwierigen Bergung entstanden waren, mit schwarzem Nylontuch verdeckt. Ich dachte an Theseus, den Bezwinger des Minotaurus, wie er nach Athen zurückkehrt mit schwarzen Segeln, die schlechte Nachrichten bedeuteten. Es wirkte, als versuchten die Tücher die Toten zu schützen. Dann war das Boot da, die Feuerwehrleute bohrten zwei große Löcher in die Seiten, wir fingen an, die Leichen herauszuziehen.

Das Boot war für 30 Menschen gedacht, aber es befanden sich etwa 1000 darauf. Was hat Ihnen das Wrack über die Reise erzählt?

Die 28 Überlebenden schätzten die Belegung auf 1000 bis 1500. Die meisten waren junge Erwachsene zwischen 20 und 25, Jugendliche zwischen zwölf und 17 sind ebenfalls darunter, auch einen Milchzahn haben wir gefunden. Sie müssen eine grauenvolle Reise gehabt haben, von Anfang an eng gestapelt. Da, wo die Fischer ihren Fang ablegen, befanden sich zehn Lagen sich auflösender Körper mit dem Gesicht nach unten. Ich erinnere mich, wie ich meinen Arm in diese Schichten steckte, um herauszufinden, wie weit sie reichten – aber ich konnte kein Ende erkennen, ich fühlte



immer noch mehr Körperteile. Die Wände waren beschichtet mit Toten. Unter den Bodenplanken, in diesem 40 Zentimeter hohen Bereich, wo sich das Wasser sammelt, fanden wir die Skelette von Jugendlichen. Die Feuerwehr ging von mindestens fünf Personen pro Quadratmeter aus.

Viele an Bord waren in Fötus-Stellung gestorben.

Ich glaube, sie versuchten sich zu schützen, als das Boot in Turbulenzen geriet und kenterte. Nach den Erzählungen der Überlebenden ist die „Barcone“ sehr schnell gesunken. Aber so was dauert immer noch ein, zwei, drei, vier, fünf Minuten. Es gab keine Anker, keine Ketten an Bord. Die „Barcone“ war in den Tod geschickt worden. Mehr als 500 Leichen fanden wir allein an Deck. Und dann haben wir 30 000 Einzelteile gesammelt, Überreste von Körpern, die Zeit und Wasser durcheinandergebracht haben. Das heißt, technisch ist es sehr, sehr schwierig.

Sie haben auch Dokumente gefunden, oft säuberlich in den Saum der Kleidung eingnäht. Zumindest da müsste die Identifizierung doch möglich sein.

Denkt man, aber meist gaben sie uns nur einen Hinweis auf das Herkunftsland, eine Adresse fanden wir nicht. Es braucht nicht viel, um sich vorzustellen, was die Mutter oder der Jugendliche gedacht haben, als er sein Zeugnis, seinen Blutspendeausweis oder seine Bibliothekskarte in die Tasche gesteckt hat. Sie haben auch oft Mementos aus ihren Ländern, kleine Säckchen Erde in Cellophan beispielsweise. Das hat mich emotional umgehauen, denn es ist genau das, was ich gemacht habe als Teenager.

Sie selbst wuchsen als Italienerin in Nordamerika auf. Verstehen Sie, wie es ist, irgendwo fremd zu sein?

Ich wurde 1964 in Italien geboren, dann zogen wir nach Kanada, wo mein Vater als Ingenieur arbeitete. Kanada ist eine softere Variante der USA, sie nennen sich Schmelztiegel. Ich wurde dennoch als Italienerin gehänselt, habe also zumindest eine Ahnung davon, wie es sich anfühlt, nicht dazuzugehören. Am Ende der Sommerferien in Italien habe ich stets Erde und Blätter von den Bäumen gesammelt und sie mitgenommen. Wir müssen die Menschen daran erinnern, was diese Kinder in ihren Taschen hatten, weil es das ist, was unsere Kinder in den Taschen haben.

Jetzt schauen Sie, als habe Sie das überrascht.

Ich hatte, egal wie liberal ich zu sein glaubte, nicht damit gerechnet, wie ähnlich wir Menschen einander sind. Wir haben Handys gefunden, SIM-Karten, Tastaturen, Geräte zum Musikhören, Brieffaschen voller Fotos, Liebesbriefe, Tagebücher, Kalender, Cartoons. Einige hatten Dokumente der UNHCR dabei, die bescheinigten, dass sie Geflüchtete waren. Dazwischen Schokoriegel, Cola. Ein Unterschied: Viele von ihnen trugen Datteln als Proviant in den Hosentaschen.



Das Cover Ihres Buches zeigt eine Zahnbürste. Welche Informationen können Sie denn daraus ziehen?

In diesem Fall hatte die Zahnbürste ein Jahr im Wasser gelegen. Andernfalls ließe sich DNA daraus gewinnen. Viele glauben, die sei die Lösung für alles. Politiker sagten: Zieht das Boot raus, nehmt ein bisschen DNA, das war's. Nein! Um einen Leichnam zu identifizieren, brauchen Sie nicht nur die DNA des Toten, sondern auch die eines nahen Verwandten. Und die leben möglicherweise in Herkunftsländern, wo es schwierig ist, Kontakt aufzunehmen. Die meisten werden von Geschwistern gesucht oder Halbgeschwistern, das macht die Identifizierung mit DNA höllisch schwer.

Was dann?

Wir sind zu älteren Methoden zurückgekehrt, aber mit neuer Technik. Wenn Sie gut erhaltene Leichen haben, kann man Muttermale und Narben übereinanderlegen und wissenschaftlich identifizieren. Das Gleiche mit Zähnen. Oft brachten die Geschwister Fotos von Facebookaccounts mit, da lächeln die jungen Leute auf Geburtstagsfeiern, eine Menge Information. Wir haben gelernt, neue Algorithmen zu entwickeln, um ohne DNA zu identifizieren, wenn wir kein oder nur ein partielles Profil haben. Das war auch eine gewaltige wissenschaftliche Lektion.

Sind Fotos nicht eher gefährlich? Beim Tsunami wurden 30 Prozent der Toten aufgrund von Bildererkennung falsch identifiziert.

Absolut! Erkennung anhand von Bildern ist heikel, das ist kein wissenschaftlicher Vorgang. Wenn eine Mutter uns vom Tattoo am Bein ihres Sohnes erzählt, eine schwarze Katze, reicht es nicht zu sagen, wir haben einen Körper mit einer drauffätowierten schwarzen Katze, das ist er. Was wir brauchen, ist ein Foto des Tattoos am lebenden Menschen. Und wenn das detailliert genug ist, können wir es auf ein ebenso gutes Foto des Toten, aus derselben Perspektive, legen. Dann sehen wir, zum Beispiel, kleine Falten auf der Haut. Das ist eine biologische Identifizierung!

Sie sind mit einem Lieferwagen voller Ausrüstung nach Sizilien gefahren sind. Welches ist Ihr wichtigstes Instrument?

Eine ausgezeichnete Kamera. Wir machen Fotos aus verschiedenen Perspektiven, manchmal sogar Scans, nutzen das Messbildverfahren, um 3D-Modelle des Gesichts oder Körpers anzufertigen. Außerdem brauchen wir einiges, um in den Körper einzudringen: Skalpelle, Messer, die Kreissäge, mit der man die Knochen schneidet, die ein Messer nicht schafft. Und dann müssen wir Proben von Knochen und Organen nehmen, da benötigen wir sterile Ampullen, die wir dann einfrieren. Also muss auch ein Tiefkühlgerät ins Auto.

Außerdem müssen Sie körperlich stark sein für Ihre Arbeit ...



... und mental! Physische Kraft braucht man, weil einige der Toten gesunde, starke 18-Jährige waren, die zum Teil kalt- oder tiefgefroren sind. Die muss ich dann entkleiden. Wenn wir etwas finden wie ein Zeugnis, sagt erst mal lange niemand was.

Was half Ihnen nach einem besonders schlimmen Tag?

Wir haben die Abende draußen verbracht – Sizilien ist wunderschön. An den Wochenenden sind wir nach Syrakus oder Catania gefahren. 2000 Jahre Geschichte! Auf der Marinebasis gab es sehr freundliche Menschen und viele Hunde, die uns am Abend Gesellschaft leisteten. Ich habe zwei Straßenhunde von dort nach Hause mitgebracht, sie schlafen gerade hier auf dem Sofa.

Sie schildern das gute Essen auf dem Armeegelände. Ein Gegengift?

Die Köche der Marine gehören zu den besten der italienischen Armee. Es gab Fisch, gebratene Auberginen, wir saßen beisammen, aßen, erzählten, diskutierten. Kein Gegengift, nur ein bisschen Erleichterung. Aber dann kommt alles zurück.

Vor der Bergung haben Sie die Feuerwehrmänner gebrieft, was auf sie zukommen würde.

Wir mussten ihnen zeigen, wie man eine Leiche birgt, die ein gutes Jahr lang im Wasser gelegen hat, 400 Meter tief. Zieht man die am Arm, wird man den in der Hand halten, vom Körper getrennt. Sie sollten also gucken, ob noch Gewebe als Bindeglied vorhanden war, zwischen Kopf und Hals, Arm und Torso. Für uns ist es sonst schwierig, den Kopf dem richtigen Körper zuzuordnen. Außerdem mussten sie wissen, dass der Geruch und der Anblick grauenhaft sein würden. Ich sagte: Denkt dran, sie alle waren das Kind von jemandem, die Eltern von jemandem. Eine Schwierigkeit war auch, wie man sich den Leichen näherte, sie lagen ja übereinander. Wir wollten nicht auf sie treten, um sie nicht zu zerstören, aber auch aus Respekt. Die Feuerwehrmänner haben sich im Liegen und Krabbeln behutsam fortbewegt.

Der Geruch von Leichen begleitet einen tagelang, heißt es. Sind Sie immun dagegen?

Nein. Man wird gegen gar nichts davon immun. Viele Studenten kommen in den Autopsie-Raum mit einer Salbe unter der Nase. Das macht es nur schlimmer, dann wird man beispielsweise Minze immer mit Leiche verknüpfen. Anfangs wusch ich meine Klamotten jedes Mal, nachdem ich an einem verwesenden Körper gearbeitet habe. Zwei Mal! Ich konnte es weiter riechen. In Wahrheit war es in meinem Kopf. Manchmal ist es schwer, sich vorzustellen, dass das, was jetzt die Summe der verwesenden Gerüche ist, mal eine Person war. Aber niemals, wirklich niemals wird man immun.

Als Sie aufs Boot kamen, roch es nach Ammoniak.



Das passiert, wenn Fliegen ihre Eier in die Leichen legen, der Verwesungsprozess fortschreitet. Der Geruch ist scharf, steigt einem in die Luftröhre, legt sich auf die Bronchien. Da müssen wir uns beeilen. Wir haben ein System entwickelt, sofort flüssigen Stickstoff auf die Körper zu blasen und auch aufs Boot, damit es sich nicht aufwärmte. Je wärmer es ist, desto schneller die Verwesung. Die Feuerwehrleute trugen Atemschutzmasken.

Gibt es Rituale, Momente der Andacht, bevor Sie die Leichen verabschieden?

In Melilli haben wir die Leichen nach der Autopsie in Säcke gesteckt mit ihrer Nummer, dann kamen die Bestatter mit den Särgen in den Hangar, legten die Leichen in die Säcke hinein, schrieben die Nummer provisorisch auf die Säрге. Am Ende des Tages brachten sie eine kleine Plakette an der Spitze an, die nicht verwesen würde. Mein Ritual war es, jeden Abend zu überprüfen, ob alle Nummern korrekt übertragen worden waren. Ich glaube, es war mein Weg, Abschied zu nehmen, den Teil der Geschichte abzuschließen. Sie sind jedoch alle noch offen, denn wir haben ja die Proben hier im Labor, die Bilder der Leichen, die Habseligkeiten der Menschen. Wir müssen ungefähr 1000 DNA-Profile erstellen und haben bisher erst 180 geschafft, uns fehlt einfach das Geld. Ende 2021 werden es hoffentlich 400, 450 sein. 100 Prozent werden wir nie erreichen, das ist unmöglich. Aber wir können alle Länder zum Mitmachen aufrufen.

Die Arbeit an den Leichen klingt hart. Noch schwieriger jedoch, schreiben Sie, sei es, mit den Verwandten zu sprechen.

Vom 2013er Unglück in Lampedusa haben wir knapp 100 Angehörige gesprochen, vom anderen Fall erst zwei. Das Internationale Komitee des Roten Kreuzes trifft die meisten in den Herkunftsländern. Das ist der schwierige Teil, denn die Angehörigen reagieren ganz unterschiedlich. Manche sind traurig, verzweifelt. Andere sind sehr wütend – dazu haben sie jedes Recht. Nicht nur, weil ihre Lieben tot sind, sondern auch, wie sie gestorben sind. Wir haben so viele Geschichten gehört. Die des jungen Mädchens, das seinen Studienplatz in Europa schon hatte und das Schiff nahm, weil ihm der Pass fehlte, um zu fliegen. Die der 20-Jährigen, die vor einer schrecklichen Gefahr fliehen. Und die Wut wird verschlimmert dadurch, dass sie wie Nichts behandelt werden. Weil Europa sich nicht um die Leichen schert, das ist eine klare Botschaft des Desinteresses. Aber wir kommen nicht nur dem Tod und der Tragödie nahe, sondern auch dem Leben, das die Menschen davor geführt haben. Wessen Tochter war sie, was mochte sie, welche Arbeit hatte sie, welche Sorgen. Plötzlich beginnen die Knochen, an denen wir gearbeitet haben, lebendig zu werden. Ja, das ist schwierig.

Sie kontaktieren die Verwandten oft nicht aktiv, weil es sie in Gefahr bringen könnte. Wie überbringen Sie die Nachricht, dass Sie überhaupt suchen?



Es klingt verrückt, dass wir 2021 nicht in der Lage sind, Leute darüber zu informieren, dass wir nach ihren Verwandten fahnden. Aber es ist wirklich ein Problem. In Eritrea beispielsweise gelten Menschen, die das Land verlassen, als Verräter, ihre Angehörigen werden bedroht, wenn es rauskommt. Ich traf auf eine Frau, die gefoltert wurde, weil ihr Ehemann geflohen war. Ihr ganzes Gesicht war verbrannt worden. Wir können die Informationen also nicht einfach in weltweite Datenbanken einspeisen, wie es bei heimischen Fällen ginge. Man muss über sichere Kanäle mit den Menschen in Kontakt treten.

Warum haben Sie sich für Rechtsmedizin entschieden, normalerweise wird man Arzt, um zu helfen?

Ich habe gelernt, dass auch die Forensik den Lebenden hilft, wenn es beispielsweise um Kindesmissbrauch geht oder häusliche Gewalt. Ich war aber eh nie Ärztin, habe zuerst Biologie studiert, dann Anthropologie. Und Archäologie war meine große Liebe: Die Vergangenheit durch ein Skelett zu rekonstruieren. Manchmal arbeiten wir heute noch an Überresten der alten Römer. Bald wollte ich etwas Konkretes machen, die Welt retten, ich war jung und idealistisch. Da habe ich die Forensik entdeckt; mir wurde klar, dass ich mit Pathologie und Biologie die neueste Geschichte rekonstruieren kann: einen Mord – oder eine Identität.

Welches Modell für Europa schlagen Sie vor?

Jedes Land sollte ein Büro haben, das kann die Polizei sein, ein Labor, wie bei uns, oder die Gemeinde, wo Informationen über die Toten zusammenlaufen. Da können die Angehörigen hinkommen, wenn sie nach ihren Lieben suchen. In Italien wird es mehr Daten über die Toten geben, in Deutschland mehr von den Lebenden. Es müssten sichere Orte sein. Viele NGOs raten von Interpol oder der Exekutive als Ansprechpartner ab, weil sich Verwandte, die sich in einer illegalen oder kniffligen Migrationssituation befinden, vielleicht nicht dort melden. Diese Zentren würden miteinander kommunizieren, wir haben doch diese großartige Technologie! Jedes Land hat längst Büros, die sich ohnehin mit Identifikation beschäftigen. Es ist nicht mal besonders teuer oder kompliziert. Eher eine Frage des guten Willens.

Guter Wille lässt sich an Europas Flüchtlingspolitik eher nicht ablesen. Es gibt sogar die These, dass die europäische Grenzbehörde Frontex Geflüchtete absichtlich nicht rettet, um Nachahmer abzuschrecken.

Ich kann einfach nicht glauben, dass das wahr sein soll. Gestern hatten wir hier vier Minderjährige aus Tunesien, die die Polizei bei uns absetzte. Das passiert jede Woche, fünf Mal. Wir versuchen, ihr Alter forensisch einzuschätzen. Manche sind vielleicht älter, aber die, die minderjährig sind, müssen auch so eingestuft werden, weil ihnen das speziellen Schutz garantiert. Selbst ich hatte nach der ersten Begegnung, nachdem ich in ihr Leben eingetaucht war, eine völlig andere Perspektive. Ich habe beobachtet, wie



diese Geschichten die Haltung der hartherzigsten Kollegen verändert haben. Wenn wir also schon in der Schule aufklärten, würden viele anders denken. Ich glaube an die Überzeugungskraft dieser Objekte, Geschichten und Erfahrungen aus erster Hand. Auch aus den Gedenkstätten der Konzentrationslager kommen die Besucher als andere Menschen heraus.

Frau Cattaneo, Sie sind einfach eine unglaubliche Optimistin!

Muss ich sein, wenn ich in diesem Umfeld was bewegen will. Wir Forensiker sind ja ein bisschen Aschenputtel, treten immer gegen andere Disziplinen an, die wichtiger scheinen, weil sie die Lebenden betreffen. Unser Ziel ist schwieriger zu vermitteln, deshalb kriegen wir auch weniger Förderung. Aber: Die sonst so sterile Naturwissenschaft kann hier der Gesellschaft nützlich sein, findet nicht nur im Elfenbeinturm statt. Das tröstet mich.